

Liebe ist Anarchie

Herz ausspeien

„Atme, atme, verdammt atme“, dachte ich verbissen. Irgendetwas steckte in meiner Luftröhre fest und wollte partout nicht weggehen, etwas aus einem elastischen Material. Es pulsierte. Ich röchelte. Es blieben mir nur noch wenige Augenblicke, dann würden mir die Sinne schwinden und ich würde ersticken. Es bewegte sich keinen Zentimeter, das Ding in meinem Hals. Mit der Kraft der puren Verzweiflung schlang ich meine Finger ineinander, so dass meine Hände eine kompakte Schlagwaffe ergaben und hieb mir gegen das Brustbein, so dass das elastische, pulsierende Etwas aus meinem Hals herausgeschleudert wurde. Wie gut es ist Luft zu atmen. Gierig sog ich sie in mich ein. Beruhigung trat ein. Dann sah ich mir das Etwas an, das ich auf den Boden gespien hatte, bevor es mir den Todesstoß versetzen konnte. Es war nicht schwer zu erkennen, und dass es mir den Atem raubte, das war auch nicht wirklich was Neues. Es war mein Herz.

Mein Herz, das jetzt vor mir am Boden lag, statt in meiner Brust zu schlagen. Wie lange konnte man wohl ohne Herz leben? Manche wohl ihr Leben lang, dachte ich mir automatisch, so herzlos wie sie agierten. Aber das könnte auch eher metaphorisch gemeint sein. Ich jedenfalls hob mein Herz vom Boden auf. Es war ein wenig verstaubt, auch wenn ich dachte, ich hätte es bisher ausreichend genutzt. Aber kann man sein Herz ausreichend nutzen? Kann man je genug herzlich sein, oder gar zu viel? Oder herzig? So wie putzig und niedlich und überhaupt ein wenig zu klein geraten, auch in seiner emotional-pragmatischen Zuwendung. Eines ohne das andere ist schal. Pragmatik ohne Emotionalität ist Technik. Emotionalität ohne Pragmatik ist Ziellolosigkeit. Miteinander in den Abgrund zu gehen ist zumindest ein Miteinander. Aneinander zu erfrieren ist zumindest ein Aneinander. Aber mein Herz war so genutzt oder ungenutzt wie ich es zuließ oder die anderen. Wenn ich mich kindisch-beleidigt zurückzog, verschnupft und verstimmt, da meine herzliche Zuwendung keinen Anklang, keine Antwort fand. Doch jetzt war das Herz in meiner Hand. Pulsierend. Ich lebte. Es fühlte sich zumindest so an, weil es sich einfach nicht anders anfühlte als sonst, und wenn ich von der Annahme ausging, ich hatte bis jetzt gelebt, und es war nicht anders als sonst, müsste ich jetzt auch leben. Ich ließ es als Arbeitshypothese im Raum stehen. Es war auch nicht wichtig, weil ein Zustand eben ein Zustand ist und ich mich um mein Herz zu kümmern hatte. Ich wollte es wieder an den Platz zurückbekommen, woher es gekommen war, bevor es mir fast die Kehle versperrt hatte.

„Frau erstickt an ihrem eigenen Herzen!“, hätte doch sicherlich eine gute Schlagzeile abgegeben, aber nur deswegen wollte ich nicht sterben. Ein allzu kurzer Ruhm. Nun war es aber mal draußen, und sollte wieder zurück, schon allein aus der praktischen Überlegung, dass ich es dann nicht irgendwo liegen lassen konnte, wie es eben sonst meine Art war. Und wenn es dann wer anderer einsteckte. Sah doch ein Herz aus wie das andere. Es gab ja so viele Herzensdiebe. Und wenn er dann noch einer von diesen Brechern war. Herzensbrecher. Nicht auszudenken. Ich nahm es an mich und versuchte es mit aller Gewalt, die ich aufbringen konnte, in meinen Rachen zurückzustopfen. Doch es ging nicht. Es war, als würden sich die Klappen aufstellen und die Arterien sperren, wie Stacheln. Deshalb legte ich es auf einen Teller und schnitt es scheibchenweise auseinander, aß es auf, um es am nächsten Morgen aus der Toilette zu fischen, im Ganzen. Nachdem ich es gesäubert und abgetrocknet hatte, besah ich es nochmals genau. Es sah noch genauso aus wie am Vortag, nur dass man genau erkennen konnte, an welchen Stellen ich es zerschnitt, an welchen ich es zerbissen

hatte. Spuren der Einverleibung, aber ansonsten war es heil. Und nachdem es nicht mehr in mich wollte, holte ich weit aus und warf es in die Luft.

„Mögest Du mit den Winden fliegen, den Winden des Nordens, des Südens, des Westens und des Ostens“, dachte ich ihm hinterher und sah, wie es von einer Windböe erfasst wurde und über die Erde flog, in alle Winkel, in alle Höhen und Tiefen, in alle Breiten und Längen, „Fliege und schau sie Dir an diese Welt, Herz!“ Das war mein Auftrag und meine Belastung. Es würde stranden, verloren gehen und nicht wiederkommen. Vielleicht konnte es auch jemand brauchen.

Herzflecken flicken

Und mein Herz flog, mit den Winden des Nordens, des Südens, des Westens und des Ostens und spürte das Leid auf, wo und in welcher Form auch immer es sich fand. Es würde sich verlieren, zersplittern in Milliarden Teile, dachte ich, angesichts des Leids, dass sich in Milliarden fand. 144.000.000.000 Leidende. Wie soll ein Herz das ertragen? Wie soll es heil bleiben und sich nicht in kleinste Mikroteile zerlegen? Doch es kam zurück, voller Flicker. Jedes Leid, hatte sich eingebrannt. Eine Narbe für das Leid. Ein Flicker zum Verbinden. Herzflicker flicken Herzflecken. Es war verwundet worden, jedes Mal. Es war verarztet worden, jedes Mal, denn die Liebe war es, die es sehen ließ und berührbar machte und heilte. Was sollte eine Liebe, die nur berührbar macht, aber nicht heilt? Was sollte eine Liebe, die nur weint und nicht tröstet? Was sollte eine Liebe, die nur jammert und nicht fordert? Aber es war noch nicht vollendet, so dass ich abermals ausholte und es in die Fluten des Meeres warf.

„Mögest Du mit den Wellen schwimmen, den Wellen des Nordens, des Südens, des Westens und des Ostens“, dachte ich ihm hinterher und sah, wie es von einer Welle erfasst wurde und durch das Wasser tauchte, in alle Winkel, in alle Tiefe und Höhlen, in alle Breiten und Längen, „Schwimme und schau sie Dir an diese Meere, Herz!“ Das war mein Auftrag und meine Belastung. Es würde ertrinken, verloren gehen und nicht wiederkommen. Vielleicht konnte es jemand brauchen.“

Und mein Herz schwamm, mit den Wellen des Nordens, des Südens, des Westens und des Ostens und spürte die Leblosgkeit auf, am Abgrund, in den tiefsten Tiefen, ein Massengrab der Zivilisation. Plastik sind die Leichen und dazwischen die Leere. Das Salz brannte in den frischen Wunden, die geschlagen, niemals ganz verheilen. Geschlagen und verbunden, eingebrannt und gesalbt. Es ist immer neu und beständig anders. Aber es kehrte zu mir zurück. Keine Spur von Zersplitterung oder Auflösung. Es war gewachsen. Flickenschicht auf Flickenschicht. Es passte nicht mehr in meine Brust, auch, weil es da nicht mehr hinwollte. Es war nicht der richtige Platz. Nicht mehr, nach all dem, was es gesehen und erfahren hatte, da ich es sehen und erfahren ließ und nicht mehr verschloss, aus Angst, ich könnte es verlieren. In der Brust, nicht einmal in der Mitte des Körpers, eher im oberen Drittel. Ganz oben der Kopf. Der die Richtung vorgibt. Der sagt wo es langgeht. Nüchtern, beherrscht und logisch. Sollte das die Herrschaft sein, die ich wollte? Ganz unten die Füße, die mich tragen. Boten-, Sklavendienste. Und irgendwo dazwischen das Herz, irgendwo zwischen Herrschaft und Sklave. Nun, da waren die Hände, die Arme, die tatkräftigen, ungefähr auf derselben Höhe. Herz mit Tatkraft. Doch was sollte es sein, Tatkraft ohne Überblick? War das nicht blinder Aktionismus, selbst wenn er mit Empathie gefüllt war? Doch vor allem, wollte ich dem Kopf allein die Herrschaft überlassen, über mein Leben, mein Tun, mein Gehen, mein Lieben? Sollte die reine, pure, kalte Rationalität die Aufsicht übernehmen, Taten angeben und leiten und überwachen? Kühle, berechnende, kalkulierende Verstandesmacht im Angesicht des

Lebens? Jetzt, da mein Herz all das Leid gesehen hatte und es mir berichtete, eines ums andere und ich nicht mehr aufhören konnte zu weinen. Tränen, die flossen, so lange welche da waren. Bis sie versiegt. Sie hätten niemals versiegen dürfen. Weil das Leid niemals versiegt. Niemals. Niemals. Niemals. Doch mit tränenbenetzten Augen sieht man nicht. Sie machen Dich blind. Deshalb ist es auch gut, wenn sie versiegen, auch angesichts des Leides, oder gerade angesichts des Leides, denn es gibt kein Angesicht, wenn die Augen ihren Dienst nicht tun können. Und auch sie werden gesteuert vom Kopf, in dem sie sitzen. Doch wo hätte mein Herz seinen Platz, wenn nicht in meiner Brust, wo es zuvor geschlagen hatte, wenn nicht dort, wo dann? Es musste ein Platz gefunden werden, der sich vertrug, auch mit der Liebe, die nicht herrscht, angesichts der Empathie, die vertrocknet, wenn der Kopf sie beherrscht, doch wo konnte der Platz sein, da sich die Herrschaft ausgleicht und weder kalt ist noch sich überhitzt? Gab es solch einen Platz, in einem System der Herrschaft, der Ober- und Unterordnung? Und so lag mein Herz vor mir, mit all den Milliarden Flecken und ich wusste nicht wohin mit ihm.

Herzkopf – Kopfherz

Mein Herz war hinabgeschwommen in die Tiefsten den Tiefen, bis zum Mariannengraben und hatte sich treiben lassen, von den Wellen des Nordens, des Südens, des Westens und des Ostens. Es war hinaufgeflogen bis zu den Höchsten der Höhen, bis zum Mount Everest und hatte sich tragen lassen, von den Winden des Nordens, des Südens, des Westens und des Ostens. Das Leid zu sehen, sich berühren und verbinden zu lassen. Doch nun war es heimatlos, angesichts der Unmöglichkeit sich unterzuordnen in das hierarchische System, ganz gleich wer darin der Herrscher war. Doch was war möglich, ohne Herrschaft? Musste nicht einer regieren, einer sagen, wo es lang ging, einer anschaffen und den Ton angeben? Würde sonst nicht alles im Chaos versinken? Der linke Fuß woanders hingehen als der rechte? Die linke Hand auslöschen, was die rechte gerade getan hatte? Wäre es denn nicht schäbig und feige und verantwortungslos, auch angesichts all der strategischen Notwendigkeiten, die die Herausforderungen der Welt mit sich brachten?

Herrschaft musste es geben. Muss es einfach. So hatte ich es gelernt. Sofort stellten sich in meinem kleinbürgerlich, verängstigten Denken Bilder von Zerstörung und Gewalt, Vernichtung und Untergang ein, wenn es sich einen Raum ohne Herrschaft auch nur vorstellte. Mehr noch, wenn es sich dieser Vorstellung auch nur annäherte. Das passende Wort zu suchen. Es zu finden. Es vor sich zu haben und liegen zu lassen. Nicht anzufassen, denn es könnte ansteckend sein. Am Boden lag es, neben meinem Herzen, das böse, böse, böse Wort. Dennoch war ich wie fixiert. Diese Berührungängste hatte mein Herz nicht. Es nahm das Wort auf und forderte mich auf, all meine Vorurteile bei Seite zu lassen und in Ruhe zu bedenken, zumal angesichts der Dringlichkeit einen Platz zu finden, für mein Herz, denn es sollte nicht am Boden liegen bleiben.

Und so nahm ich das Wort in die Hände. Seltsamerweise geschah nichts. Es ging weder die Zivilisation unter, noch wurden alle von wildgewordenen Horden der Unbeherrschten niedergemetzelt. Anarchie, war das Wort, das so viel Schrecken in mir auslöste und jetzt nicht einlöste, was es versprach. Anarchie, das Gespenst, das in den Köpfen würdevoller Männer Angst verbreitete, die ansonsten behaupteten, keine Angst zu kennen. „Wehe, wenn sie losgelassen!“, dachten sie. Deshalb mussten die Fesseln bleiben, wo sie sind. Eigentlich war das Schreckgespenst immer präsent, denn was, wenn sich die Menschen bewegten, endlich bewegten und ihre Fesseln spürten, ja, auch die der modernen Konsum- und Gier- und

Neidgesellschaft. Anarchie, ohne Herrscher, ohne Oben und Unten, ohne Befehlshaber und -empfänger. Und dabei ging es doch nur darum, den richtigen Platz für mein Herz zu finden.

Wenn der Kopf die Herrschaft übernimmt, kühl, kalkulierend und logisch, dann würde das Leben erfrieren, müsste sich sagen lassen, was pragmatisch möglich ist und die Leidenschaft, die Zugewandtheit sterben. Wenn das Herz die Herrschaft übernimmt, heiß, leidenschaftlich und empathisch, dann würde es ziel- und planlos dem Impuls im Moment nachgeben und tatsächlich alles im Chaos versinken. Weder die eine noch die andere Herrschaft würde das Ziel erfüllen, dem Leben zu dienen. Kalt und gefühllos die eine Alternative, heiß und impulsiv die andere. Doch gibt es eine dritte Alternative, die beides integriert, die die guten Seiten des einen zum Tragen kommen lassen kann, und dennoch die schlechten verhindert, sie kanalisiert und wandelt? Es konnte nur gehen, wenn endlich der Gedanke der Herrschaft, der Über- und Unterordnung draußen bliebe und ein herrschaftsfreier, ein anarchistischer Raum geschaffen würde.

So dass ich meinen Kopf öffnete, mein gebrandmarktes und geflicktes Herz hineinstopfte und den Kopf wieder verschloss. Nicht Kopf über Herz. Nicht Herz über Kopf. Herz im Kopf. Kopf im Herz. Und plötzlich lösten sich alle Probleme auf. Wo Liebe und Pragmatik sich finden, da ist ein strukturierter, lebensbejahender Aufbau möglich, ein Anpacken und Zugreifen und Verstehen, ein Sich-Hineinversetzen und Mit-leiden, ohne sich davon begraben oder unterkriegen zu lassen. Kopf und Herz vermengten sich und wurden eins, durchdrangen einander und befruchteten sich gegenseitig. Gezähmte Leidenschaft, leidenschaftliche Zählung. Und mit dieser neuen Erkenntnis trat ich Dir gegenüber. Mit der neuen Ordnung. Mit dem Selbstverständnis einer gelungenen Symbiose im herrschaftsfreien Raum.

Festhalten

So berichtete ich Dir, von meinem Erleben und meinem Erkennen, von der Symbiose des Kopfes mit dem Herzen, der Pragmatik mit der Liebe. Und weil Du ein Mann bist, konntest Du der Idee der Herrschaftsfreiheit etwas abgewinnen, so lange es eine Idee bliebe und Du der Herr, wie es das Wort Herrschaft beinhaltet. Herrschaft konnte woanders abgeschafft werden, aber nicht bei Dir. Da blieb der Kopf über dem Herzen. Wie es gehört. Wie Du meinstest. Und ich sah Dich an, ungläubig, zunächst, ob ich richtig verstanden hatte, ob ich mich nicht verhöhrt hätte, weil ich Dich geschätzt hatte, auch als jemanden, der die umfassende, brennende Leidenschaft für das Leben kennt, auch für die Freiheit. Doch als ich Dir jetzt in die Augen sah, da wusste ich, ich hatte mich geirrt. Vielleicht auch nicht geirrt, sondern Dir einfach etwas zugetraut hatte, was Du nicht leisten konntest. Es tat weh, so verdammt weh, wie das Erkennen der Wahrheit so oft schmerzt, aber ich konnte nicht aus, das Bild nicht mehr tilgen, das ich einmal gesehen hatte. Unauslöschlich war es, in Deinem Blick, wie in jedem anderen. Das Bild, dass ich mich blenden und täuschen ließ, auch von Deiner Fähigkeit zu lieben und eine Kerze so zu halten, dass sie nicht verlöschte, nicht einmal im Regen.

Auch wenn ich wusste, Du hättest mich lieben können, wenn Du es geschafft hättest all die Kleinlichkeit und Borniertheit, die Verdrossenheit und den Argwohn, die Doppelmoral und die Scheinheiligkeit, die Fragwürdigkeit und die Verlogenheit hinter Dir zu lassen, wenn Du den Mut gehabt hättest das Licht statt der Finsternis, die Hoffnung statt der Ausweglosigkeit, die Einmaligkeit statt der Mittelmäßigkeit zu sehen. Du hättest mich lieben können, wenn es Dir nicht so viel Angst gemacht hätte, Dich einzulassen auf das alles Umfassende einer Liebe,

die keine Grenzen kennt, keine Regeln und keine Kompromisse, wenn Du nicht so sehr festgesteckt wärest in Dir. Du hättest mich lieben können.

Aber ich sah auch, dass Du es nicht zuließt, weder Dir noch mir. Deshalb erhob ich mich, entband Dich, auch einer Zusage, die nicht ernst gemeint war, niemals ernst gemeint sein konnte, entband Dich einer Verantwortung, auch für Dich, so dass ich Dich freisetzte, und mich. Dich, um zu bleiben, in einer Welt der Herrschaft und der klaren Strukturierungen, einer Welt der Befehle und des Gehorsams, in der jeder weiß, wo sein Platz ist, an dem Du Dich wohlfühltest, weil Du Dich auskanntest und alles seine Ordnung hatte, in der man keine neuen Erkenntnisse brauchen konnte, schon gar nicht eine, durch die Du als Herr aus der Herrschaft geworfen wurdest und der Kopf nicht mehr das Herz regierte. Mich um einen Ort zu finden, an dem diese meine Erkenntnis Früchte trüge, einen Ort, an dem es Menschen gab, die um die deren Kraft wussten, auch um das Leben zu befördern, das Leid zu verringern.

Nur einmal kehrte ich noch zurück, da ich sah, wie Du auch die Kerze festhieltst, mit beiden Händen. Um die Kerze herum waren Deine Hände. Eben weil Du sie festhieltst und das Festhalten nicht anders gelernt hattest und nicht anders kanntest, als dass Du beide Hände dazu nahmst. Ganz festhalten. Doch der Regen kam von oben und während Du sie unten umklammertest, wundertest Du Dich, dass sie immer wieder ausging. Deshalb musste ich zurückkehren, Dir zu sagen, dass Du nichts weiter tun müsstest, als die eine Hand wegzunehmen vom Festhalten, um mit ihr die Flamme zu schirmen wie ein Dach. Doch Du sahst mich nur an, weil Du nicht verstandst. So zeigte ich es Dir vor. Du versuchtest es mir nachzumachen, doch Du fühltest Dich nicht wohl, wenn Du etwas nicht in den Würgegriff nahmst, was Du behalten wolltest. Was Du besaß, das musste leblos sein, um sich nicht zu rühren, nicht zu verändern und keine Erkenntnisse zu haben. Selbst um den Preis, dass es kein Licht mehr gäbe, weil es im Regen verlosch. Und wieder durchfuhr mich der Schmerz wie ein brennender Pfeil, da Du mir erneut bestätigtest, dass es keine Annahme und kein Miteinander geben konnte, dass die Oberfläche durchdrang, in einer Welt, in der es nicht möglich war zu lieben, zu lieben ohne Über- und Unterordnung, ohne Kleinlichkeit und Besitzdenken. So dass ich Dich endgültig verließ, und nichts mit mir mitnahm als den Schmerz über die Liebe, die verlosch wie die Kerze in Deiner Hand.

In Freiheit gesetzt

Noch immer hielt ich die Kerze in der Hand, die schon längst ausgegangen war. Ich hatte mich noch nicht davon erholt, von dem Schmerz, dass meine Träume ungelebt bleiben, sich meine Hoffnungen auf ein Miteinander in Freiheit und Verzicht auf Besitz nicht erfüllen würden. Es war nicht möglich. Nicht in dieser Welt. Nicht in dieser Gesellschaft. Ich saß da und der Regen fiel regelmäßig und stetig auf mich und meine ausgegangene Kerze. Ich hatte keine Kraft mehr, nicht einmal mehr die Hand zu heben, um sie über die Flamme zu geben. Wozu auch, wenn es keinen Sinn machte, keinen Ausweg und keine Hinwendung gab. Deshalb tat ich nichts als dazusitzen, im Regen, in der Dunkelheit, ernüchtert und ermattet, so sehr, dass ich die Kälte nicht spürte und auch nicht die Einsamkeit.

Und mit einem Mal, an jenem Punkt, an dem ich schon sämtliches Vertrauen fahren hatte lassen, auch die Hoffnungen, hörte der Regen auf. Ich öffnete die müden Augen, weil ich mich doch wunderte, dass im Land der Tränen kein Regen mehr fiel. So erkannte ich, dass dies ganz und gar nicht der Fall war, sondern nur ein Schirm über mich gespannt worden war, eine Hand sich näherte, zunächst meiner Kerze, sie zu entzünden. Und siehe, sie brannte. Dann erst sah ich den Arm entlang bis ich Deine Augen fand. Sanft zogst Du mich zu Dir

hinauf, nahmst mich in den Arm, mich und meine Kerze. Achtsam gingst Du um, mit mir und meiner Kerze. Ich spürte, wie die Hoffnung zurückkehrte und auch die Träume. Sofort verbannte ich sie wieder in den hintersten Winkel meiner Selbst, die Enttäuschung fürchtend und die Zurückweisung.

„Durch die Zeiten und durch die Räume hindurch habe ich gesucht“, sprachst Du letztendlich, so dass mir erneut der Atem stockte. Nein, ich durfte nichts vorwegnehmen. Du hattest noch nicht gesagt, was Du gesucht hattest, denn wie oft hatten mich meine voreiligen Schlüsse schon getäuscht, aber da waren auch Deine Augen, die dieselbe Sehnsucht erfüllte wie meine. Oder war es nur, dass ich es mir nur zu sehr wünschte, sie darin zu lesen. Mir schwindelte allein bei dem Gedanken an die Möglichkeit.

„Ich habe nach einem Du gesucht, dem ich Du sein kann, ohne dass es mich vereinnahmt, ohne dass ich es vereinnahme“, fuhrst Du fort, und dennoch zögerte ich, um einfach zuzuhören, „Einem Miteinander, das mich sein lässt, in dem ich sein lassen darf. Ein herrschaftsfreier Raum, in dem wir einander sind, ohne Bestimmung, außer die, immer mehr zu werden, ohne Eifersucht, durchdrungen von der einzigen Leidenschaft zu atmen, zu lieben und zu sein. Die Offenheit und Freiheit eines Dürfens zu teilen.“

„Liebe ist Anarchie, herrschaftsfreier Raum, ohne Über- oder Unterordnung, ohne spezifische Rollenzuschreibung oder Vereinnahmung. Nichts Festgeschriebenes und alles im Fluss“, wagte ich nun doch einen Vorstoß, sacht zwar, aber deshalb nicht weniger entschlossen. Und ich fand ein Lächeln in Deinen Augen.

„Und so bist Du es, die ich suchte durch all die Zeiten und Räume“, bestätigtest Du mir, „Ich kann es kaum glauben, dass es Dich gibt, hier neben mir.“

„Und ich kann es auch kaum glauben“, musste ich zugeben, obwohl ich es wusste, gewusst hatte, von dem Moment an, da Du den Schirm über mich spanntest und meine Kerze wieder entzündetest. Nichts Unausgesprochenes würde je zwischen uns stehen, weil wir sein durften, in diesem Miteinander, das frei gibt und nicht einengt, das leben lässt und nicht zur Leblosigkeit verurteilt. Es war wie ein Traum, und doch kein Traum. Ich legte meine Hand auf Deine Wange. Und unser Kuss war. Und unsere Liebe war, weil sie schon immer war, wie das Leben, stark und fest und unerschütterlich, gerade weil sie nichts forderte, als sich selbst zu erfüllen. Mit jedem Atemzug. Mit jedem Herzschlag. Getragen von diesem Ineinander hinauszugehen in die Welt, mit der Gewissheit, dass uns das Leben beschenkt. Wir müssen nichts verheimlichen, nichts verstecken, denn alles ist erlaubt, alles gut, das uns befördert, Dich und mich. Denn Liebe ist, wenn sie frei setzt oder sie ist nicht. Liebe ist Anarchie.